

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Band: 39 (1898)

Artikel: Tage der Prüfung : eine Erzählung aus sturmbewegter Zeit

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tage der Prüfung.

Eine Erzählung aus sturmbelegter Zeit.

I.



Seppeli Seppeli!"
Ist der Toni
z'rugg?" rief der
alte Hädermatt
Wendel vom Vor-
läubli herab seiner
Tochter zu, die am
Brunnen einen Ei-
mer spülte. "Nein,
Vater," gab das
blühende Mädchen
zur Antwort und
warf dabei einen
besorgten Blick auf

den Frager, der
jetzt ziemlich rasch die hölzerne Treppe herunter
stieg.

Der Hädermatt-Wendel war trotz seiner
60 Jahre ein kräftiger, stattlicher Mann, der noch
ungebeugt und fest einherschritt. Auf breiten
Schultern saß ein mächtiges Haupt und unter
buschigen Brauen blitzten zwei kluge Augen her-
vor. "So, so! Immer noch nicht heim!"
sprach der Greis vor sich hin, "das gefällt mir
nicht; 's ist sicher wieder etwas los." Mit diesen
Worten setzte er sich auf's Bänklein vor dem
Hause und schaute sinnend nach dem Dorfe Stans
hinüber.

Es war der 18. August 1798, ein verhängnis-
voller Tag in der Geschichte Nidwaldens. Schon
brach die Dämmerung herein; blutigrot war so-
eben die Sonne untergegangen, ihr letzter Schein
zuckte durch das Laub der Nußbäume am Wege
und übergoss die Kluppen der Berge, Matten und
Wälder mit einem rötlichen Schimmer. Der
Hädermatt-Wendel schüttelte traurig den Kopf:
"Das bedeutet nichts Gutes; die Sonne geht blu-
tig unter — 's wird böß enden!"

Während der Greis nachdenkend da saß,
näherete sich mit eiligen Schritten ein kaum dreißig
Jahre zählender Mann, Wendels Sohn, der
Toni. Rasch trat er auf den Vater zu, so daß
dieser fast erschrocken aus seinen Träumereien
auffuhr. "Geltet Vater, ich komme spät!" sagte
Toni, "aber es ist auch darnach gegangen in

Stans enen; ich konnte nicht weg." "Was ist
wieder los?" fragte ruhig Vater Wendel. Da
setzte sich der Toni zu ihm und fing an zu be-
richten: "Wie ich heut nachmittags beim Dreiber
Migi die bestellten Rechen holen wollte, da be-
gegnete mir im Oberdorf der Marglen-Franz
und sagte, er gehe nach Stans; der Ludi Kaiser
wolle die Geistlichen einsperren lassen. "Kannst
denken!" sagte ich ungläubig; aber mir war's doch
nicht recht, besonders als ich bald darauf den
Rain-Chaspi und den Tabel-Andres und
andere Leute von Büren und Dallenwil daher
kommen sah. Im Oberdorf machte der Schni-
deri-Sepp Emd, und wie er uns erblickte,
warf er die Segesen weg und kam mit uns.
Mir ist gleich aufgefallen, daß der Sepp eine dicke
Schnur ab einem Tragräf bei sich hatte. Ich
fragte ihn daher, wozu er die Schnur brauche.
Da antwortete er, er müsse im Chalenwald Rei-
ser für die Milch folle mitnehmen, und ich sagte
nichts weiter zu ihm. So sind wir mitsammen
nach Stans eher g'laufen als g'gangen, am Stem-
pach vorbei, das Rainli hinauf und kamen zum
Kapuzinerkloster. Dort sahen wir bereits viel Volk
herumstehen; das Thor in dem Garten stand
offen und der Schnideri-Sepp sagte zu uns:
"Wir wollen da hineingehen." Von Einigen,
die schon im Garten drinn standen, vernahmen
wir nun, die Kilchherrn seien im Konvent drinnen
und der Ludi Kaiser bei ihnen; er wolle sie zwin-
gen, den neuen Eid abzulegen." "So — den
Bürgereid?" fuhr Wendel dazwischen und schlug
erregt mit seiner Hand auf's Knie, — "doch fahr'
weiter, Toni!" "Die Leute waren in einer
fürchterlichen Aufregung; aber es waren auch
solche da, die es heimlich und öffentlich mit den
Franzosen halten; der junge Spillmatter war
emel auch nicht daheim geblieben, ja — der Spill-
matter Fränz!" betonte der Toni noch ganz be-
sonders, als er sah, daß Seppeli seinen Eimer
am Brunnen hatte stehen lassen, und herbei ge-
kommen war, um zuzuhören. Wohl merkte er,
wie seine Schwester rot wurde im Gesicht, aber
er that nichts dergleichen und fuhr fort: "Wie
wir mit einander redeten, da kam bei der Küchen-
thüre, der Ludi, Distriktsstatthalter mein' ich
sagen sie ihm, heraus und hatte eine Kofarde an
seinem Hütlein und ein grünes Band schräg

über die Brust gebunden. Sogleich fingen die Leute an aufzubegehren und der Schnideri-Sepp war nicht der Letzte. Der Ludi ging unterdessen zum Bänklein vor den Konventfenstern, ich meine fast, er wollte losen, was drinnen vorging — aber es verleidete ihm bald. Sofort gingen Einige auf ihn zu und stellten sich um ihn herum. Was das zu bedeuten habe, daß man die Kilschherren zusammen rufe und was man von ihnen wolle, so fragte man von allen Seiten. Der Ludi wollte nicht ausdrücken, aber heiß war es ihm, das hat man mögen gmerken. Jetzt ertaubete der Schnideri-Sepp und hob seine Gabelschnur in die Höhe, als wolle er sie dem Ludi um den Hals werfen. Der junge

Spillmatter aber sprang wie 's Wetterleich herzu und gab dem Sepp einen Schupf, daß er schier überbürzelte. An dem sei es doch noch nicht, meinte er, und es habe keine Art, so zu thun.

„Da hat er eigentlich recht gehabt, der Franz,“ sagte der Wendel, „so soll man nicht dreinfahren, das meine ich

auch; — und wenn der Ludi nicht recht gehandelt hat, so gibt's noch andere Mittel, sich zu wehren. Aber los, Toni, das gefällt mir auch nicht, daß der Spillmatter-Franz sich so heftig des Statthalters angenommen hat. Ist's auch wahr, daß er es mit ihm hält? Ich kann's schier nicht glauben.“

„Aber ich, Vater! Ich weiß es, ich habe dem Franz schon lange nicht traut und ich hätt' ihn nie in's Haus inen gelassen; — ich trau' ihm nicht!“ „Was traut ihm nicht?“ fuhr jetzt das Seppeli dazwischen. „Weißt, du bist auch gar ein Hitziger und meinst, es müssen alle am gleichen Karren ziehen, wie du. Der Franz ist gar kein Böser; ich weiß es einmal, daß er die Franzosen nicht leiden kann.“ „Ja, das sagst du, weil du in ihn vernarret bist!“ fuhr der Toni

auf. „Still, still da!“ beschwichtigte Wendel die erregten Geschwister, „zu zanken braucht ihr deswegen nicht! Ich weiß schon, wo's fehlt. Der Franz ist nicht so schlimm; aber der Vater hält's mit den Patrioten und möchte schon lang gerne etwas werden, wenn die Welschen Meister werden sollten. Aber da kann er hoffentlich noch lange warten, bis die unser Land regieren. — Doch jetzt erzähl' weiter, Toni, — und du, Seppeli, sei mer still!“

„Ihr könnt euch denken, Vater!“ fuhr der Toni weiter, „wie auf das hin der Spektakel erst recht los gegangen ist. Der Ludi ist aufg'sprungen, bleich wie ein ausgewaschenes Tuch und hat schnell in's Kloster retirieren wollen, aber

Einer hat noch vorher die Kofarde ab dem Hüttlein gerissen und gesagt, mit der müsse er auch nicht mehr vor's Volk kommen, wenn er's mit den Landleuten halte. Drauf ist der Ludi wieder zu den Geistlichen in's Konvent gegangen, wir aber liefen vor die Klosterkirche, wo alles g'steckt voll

Volk, stand und warteten. Nach einer halben Stunde ging die Thüre auf und der Statthalter kam heraus und ging in die Kirche führen; es waren zwei Mann bei ihm als Wache. Als er zur Stägen kam und das Volk sah, auch hörte, wie sie ihn nicht gar hübsch titulierten, da machte er „ganze Wendung kehrt“ und eilte in's Kloster zurück. Ich bin emel selber auch taub gewesen und war schon dran, einen Hagstecken auszureißen, als der Ludi sich zeigte. Ich denke, es wäre ihm schlecht gegangen, wenn er unter die Leute gekommen wäre.“

„Was hat der Statthalter zu den Geistlichen gesagt?“ forschte Wendel weiter; „es ist ja einfältig, so über ihn herzufahren, wenn man nicht weiß, was der Mann verbrochen hat. Hast nichts



Jetzt ertaubete der Schnideri-Sepp und hob seine Gabelschnur in die Höhe.

erfragen können, Toni?" „Wohl, Vater, hab' ich's erfragt. Ich bin nämlich auf dem Heimweg in's Fahrmatli zu unserm geistlichen Herrn Vetter, dem weißen Ruffi gegangen, der hat mir alles genau berichtet und auch gesagt, was ich vom Eid zu halten hätte. Auf nachmittags 1 Uhr seien sie, die Geistlichen alle in's Kapuzinerkloster bestellt gewesen; der Statthalter sei in der Amtskleidung erschienen und habe sie aufgefordert, den Bürgereid abzulegen; es sei doch nicht anders mehr zu machen und nur so könnten sie vom Lande ein großes Unglück abwenden.

Auf das hin hätten der Herr Pfarrer Käslin und der Helfer Ruffi und andere geistliche Herren angefragt, was denn eigentlich geschworen werden müsse und was man unter den Worten „Freiheit und Gleichheit“ zu verstehen habe; des fernern, ob die Bedingungen und Vorbehalte der Landsgemeinde vom 18. Mai eingehalten würden und ob man dieselben bei dem zu leistenden Eide annehmen dürfe. Da habe der Statthalter entschieden erklärt, man dürfe nichts vorbehalten und der Eid müsse unbedingt und ohne Ausnahme geleistet werden. Als die Rildherren weiters fragten, ob man nicht wenigstens die Religion vorbehalten dürfe, wie es der Schauenburg selber zugestanden habe, da habe der Rudi wieder gesagt: „nein“; und als man ihn ersuchte, er solle ihnen doch wenigstens die neue Ordnung erklären, was unter ihr zu verstehen sei, da sei er taub geworden und habe aufbegehrt und gesagt, ihretwegen mache man keine Ausnahme und sie müßten beschwören, was da sei und was da komme. — Auf solches hin ersuchten die Geistlichen den Statthalter, daß er sich in den Abstand begeben, damit sie sich beraten könnten. Drauf ist der Rudi in den Garten hinausgegangen, wo wir ihm so heiß gemacht haben. Als er wieder hereingekommen, sei er kreidebleich gewesen und habe keine Häuste mehr gemacht, sondern die geistlichen Herren um Verzeihung gebeten und ihnen erklärt, er lege sein Amt nieder. . . .

„Ist wohl das G'scheideste gewesen, was er thun konnte!“ schaltete der Hädermattler ein. „Aber hat dir der Vetter nicht gesagt, was die Geistlichen vom Eide selber halten; ob man ihn schwören dürfe.“ „Zustament“ sagte der Toni, „das habe ich den Herrn auch g'fragt und er sagte mir, weitaus die größere Zahl der Geistlichen sei der Ansicht, man dürfe den Eid nicht schwören, denn die neue Ordnung enthalte gar vieles, gegen das der Papst protestierte und der

Kommissari Krauer von Luzern sei früher auch gegen den Eid gewesen und habe jetzt nur gezwungen die Erlaubnis, ihn zu schwören gegeben. Da aber einige auch anderer Ansicht waren, so beschloß man, die Sache vor den Bischof von Konstanz zu bringen.“

„Ich meinerseits bin schon längst im Klaren, was ich von diesem Eid zu halten habe,“ sprach jetzt der greise Vater, sichtlich erregt. „Schau Buob, die Thränen sind mir in den Augen g'standen, als ich zu Wil drüben die alte Ordnung abschaffen mußte. Wir sind bisher glücklich und zufrieden gewesen und brauchen das Glück nicht, das uns fremde Fözel bringen wollen. Man weiß, wie sie daheim Ordnung gemacht haben; erbarm's Gott! Ja, die sollen uns nur kommen, die Lotterbuoben, die Königsmörder, die an keinen Gott mehr glauben und — ich darf nicht sagen was, anbeten. Ruog Toni, hatte man an der Landsgemeinde nicht die Religion und einiges andere vorbehalten, dein Vater hätte nie die Hand zur Annahme der neuen Ordnung erhoben, nie, nie. Jetzt aber soll auch diese Ausnahmen nichts mehr gelten! Wir sollen uns binden und knebeln lassen und unser Heiligstes preisgeben.“ „Das lassen wir nicht zu!“ rief der Toni indem er vom Bänklein aufsprang, „wir wehren uns!“ „Hast schon recht,“ erwiderte der Greis, „aber was willst du machen? Wir sind verlassen und verraten, ringsum sind die Franzosen Meister. Wir stehen Einer gegen Zehn, Zwanzig und noch mehr!“ „'S ist wahr, Vater, ihr habt recht, 's ist wahr! Aber ich meine, es sei einer doch ein rechter Lump, wenn er sich für sein Recht und seinen Glauben nicht wehrt, auch wenn er sieht, daß es nutzlos ist!“ Wendel schwieg einen Augenblick, dann sagte er langsam: „Toni, du hast recht! Die ersten Christen haben sich tödten lassen für ihre hl. Religion, — das waren Männer. Unsere Vorväter sind auch nicht verchlüpft, wenn es Einer gegen Zehn aufnehmen mußte. Im Plappertkrieg hat Einer über unser Vaterland geschimpft, aber wart, unsere Väter sind zusammengestanden gegen ein ganzes Land und haben den Schimpf g'rächt; — und wir sollten uns nicht wehren dürfen um Freiheit und Religion? Toni, das ist mir ein wüster Gefleherhut, vor dem bücke ich mich nicht!“ „Und ich auch nicht, Vater, niemals!“

Es war dunkel geworden, während Toni seinen Bericht erstattete. Der blutige Schein im

Westen war erloschen; die Aa rauschte dumpf vorüber; — jetzt läutete es von Stans her zum englischen Gruß, dann erklangen sämtliche Glocken im Vereine; — es war Samstag Abend. Die Glocken von Buochs erwiederten den Gruß und die kleinen Glöcklein zu Oberdorf und Waltersberg stimmten nach und nach mit ein. Da stand der greise Wendel auf und nahm sein Käppchen ab; auch Toni und Seppeli falteten andächtig die Hände. — Wie klangen die Glocken so weich, so wehmuthsvoll durch die stille Nacht, wie zu einem Endzeichen und Grabgeläute! — Der alte Hädermättler aber sprach mit zitternder Stimme: „Gütiger Gott im Himmel, beschütze unser liebes Vaterland; gebenedeite Gottesmutter, bitt' für uns!“

II.

Eine gewaltige Aufregung hatte das sonst so friedliche Volk von Nidwalden ergriffen. Zwei Tage nach der Abankung und Gefangennahme des Distriktstatthalters Kaiser wurde in Wil an der Aa eine Landsgemeinde abgehalten — bei der manches erregte Wort gesprochen wurde. Ultratschherr und Altlandvogt Felix Zelger wurde zum einstweiligen Volksvorstand oder Statthalter ernannt und ihm auf sein Verlangen ein Ausschuss von 11 Mitgliedern zur Unterstützung gegeben. Abermals nach zwei Tagen, den 22. August ertönte abends 4 Uhr vom Rathhaustürmchen zu Stans die Glocke, schaarenweise strömte das Volk herbei. Ein Schreiben vom Regierungsstatthalter in Schwyz, voll Drohungen, wurde verlesen und sodann der Beschluß gefaßt, vier Gesandte an den General Schauenburg in Aarau abzuschicken, „um zu erwirken, daß die Kapitulation pünktlich gehalten werde.“

Am gleichen Abend noch verreisten die Gesandten, kehrten aber schon am folgenden Tage wieder von Luzern zurück; der Durchpaß war ihnen verweigert worden.

Bis spät in die Nacht saß der neue Statthalter mit seinen Räten auf dem Rathause. Am folgenden Morgen, es war St. Bartholomäus-tag, wurde in der Frühmesse und im Gottesdienste bereits wieder eine Landsgemeinde auf den Nachmittags ausgekündigt. Dieselbe tagte auf dem Dorfplatze in Stans. Statthalter Zelger, der Rat der Ausschüsse und Pfarrhelfer Lussi befanden sich an der Kirchhofmauer und sprachen von da zum Volke. Da erhob sich auch Herr alt Landammann Franz Anton Wyrsch, mahnte zum Einlenken und bestimmte seine Landsleute, den

Beschluß zu fassen, die gefangenen Personen frei zu geben, die konstitutionellen Beamten zu respektieren, den abgesetzten Distriktstatthalter wieder in sein Amt einzusetzen und ihn zu bitten, daß er sich zu Gunsten seiner Landsleute verwende.

Dem alten Wendel aus der Hädermatt und mehr noch seinem Sohne, dem stürmischen Toni, fiel es schwer, die Hand zu diesem Beschlusse zu erheben. Ihr beleidigtes Ehr- und Rechtsgefühl bäumte sich dagegen auf; doch sie und mancher wackere Mann brachten das schwere Opfer und suchten einen übereilten Schritt aufrichtig wieder gut zu machen.

Sogleich eilten nun vier angesehenere Männer auf das Rathaus, um den alten Distriktstatthalter Kaiser abzuholen. Tiefbewegt erschien derselbe vor dem versammelten Volke und erklärte, er wolle in Luzern und Aarau die Klagen, Entschuldigungen und Bitten des Volkes nach Kräften unterstützen.

Gerührt reichten sich die Feinde die Hände und manche Freudenthräne rann über das harte Antlitz ernster Männer. Eine Stunde später befand sich Ludwig Kaiser mit seinen Begleitern auf dem Wege nach Luzern.

In Luzern bildeten die Ereignisse im benachbarten Nidwalden das Tagesgespräch. An allen Wirtstischen hörte man darüber reden und manches vorwurfsvolle Wort tabelte das Benehmen der Nachbarn. Man hatte es den „Ländern“ nicht vergessen, daß sie vor kurzem die Leuchtenstadt besetzt und dort die Freiheitssäume schonungslos umgehauen hatten. Zu diesen Tadlern gesellten sich die Unzufriedenen aus Nidwalden, heimliche und öffentliche Anhänger der neuen Ordnung und nährten ihren Haß gegen die Altgesinnten in der Heimat.

Zwei Tage nach der sogenannten Kirchenmauer-Landsgemeinde zu Stans saß auch der alte Spilmatter mit seinem Sohne im Dachsen zu Luzern. Es ging laut her in der Stube, und die Geister waren ziemlich erhitzt. „Gelt Spilmatter!“ rief da Einer, „gelt ihr Länder kommt zu kurz! Weißt du schon, was der Direktor Vegrand im Adler den Abgesandten für einen Bescheid gegeben hat? Sie sollen euere Pfaffen allesamt in zweimal vierundzwanzig Stunden ausliefern, — lebendig oder todt; das hat er gesagt.“ „Bravo, bravo!“ schallte es in der Runde, „in's Loch mit den Pfaffen! die sind schuld an allem, sie hetzen das Volk auf.“

„Ja, die sind schuld, ich sag's auch!“ schrie der alte Spilmatter und schlug mit seiner breiten

Hand auf den Tisch. „Ja, die sind schuld an allem, der Käsli, der Helfer Lussi und der Kaiser!“ „Aber das ist doch nicht ganz in der Ordnung,“ wagte schüchtern ein alter Mann einzuwenden, „daß man die Abgesandten nicht einmal anhören wollte. Dem Großrat Wyrsch soll man einfach bemerkt haben: Die Gesandten von Rebellen höre man nicht an; das müsse er verantworten. „Ist mir alles eins!“ rief der Spillmutter, „ich schwöre den Bürgereid und damit punktum. Ich hab's immer gesagt, es nütze uns nichts, G'schichten zu machen. Der Bürgereid tödet uns nicht, sowenig als er den andern Eidgenossen etwas geschadet hat. Wenn's nur auf mich angekommen wäre, ich hätte schon längst geschworen! Gleichheit und Freiheit, Kameraden! Angestoßen!“ „Bravo, bravo!“ hallte es von allen Seiten. „Es lebe der wackere Ländler! So sollten alle sein. Angestoßen und zur Gesundheit, Spillmutter!“ „Drei Pfaffen sind namentlich bezeichnet,“ wußte ein rothaariger Kerl am andern Tisch zu melden, „die ausgeliefert werden sollen und noch fünf Weltliche dazu.“ „Mehr als fünf,“ schrie ein anderer, „zwanzig, dreißig, fünfzig!“ „Ist alles recht, und wenns hundert sind!“ lärnte der Spillmutter, vom Weine erhitzt, — „wir haben noch genug solche Betbrüder in den Ländern!“ „Wirft sie kaum so geschwind los;“ entgegnete ihm ein Nachbar, „die werden sich wehren wollen! haben ja nicht die Pfaffen von den Kanzeln herab verkündet, daß sie kugel- und stichfest sein werden im hl. Kampf?“ „Ho, ho!“ johlte die ganze Gesellschaft, „kugel- und stichfest!“

Alles lachte aus vollem Halse, nur der junge Spillmutter an seines Vaters Seite blieb still und ernst. Vom Eifer, mit dem er sich im Kapuzinerkloster des bedrängten Statthalters Kaiser angenommen, war an ihm wenig mehr zu entdecken; er war wortfarg und nachdenkend geworden. Woher diese Veränderung?

Gestern Abend hatte Franz beim Seppeli in der Hädermatt einen Besuch gemacht, aber er war schlecht weggekommen. Das Meitschi gab ihm ziemlich deutlich zu verstehen, es wolle nichts mehr mit ihm zu thun haben, so lange er ein Anhänger der neuen Ordnung sei. Einen solchen wolle es nicht zum Mann, der mit Leuten liebäugle, die keine Religion haben, und nur zu rauben und zu plündern verstehen. Zwar hatte Franz seinem Seppeli hoch und heilig beteuert und sich schier geschworen, er liebe und ehre sein Vaterland und

halte es mit den Fremden nur zum Scheine, weil sein Vater ein Patriot sei und es so haben wolle; — das Seppeli ließ sich nicht belehren und wollte ihm nicht glauben. „Im Kapuzinergarten hast auch dem Ludi geholfen,“ sagte es, „und einen Mann wie den alten Spillmutter wollte ich nicht zum Schwiegervater.“ Solches und ähnliches hatte Seppeli gesagt und der arme Franz, der das Mädchen innig liebte, konnte die ganze Nacht kein Aug zuthun und hinterstimmte sich schier. Er sah wohl ein, daß er mit einem von beiden z'hinterläß kommen müsse, entweder mit seinem Vater oder mit seiner Geliebten. Zeitweilig den Neuerungen nicht abhold und angesteckt von den Ideen seines Vaters, hatte Franz an den Versammlungen der Patrioten sich beteiligt, konnte sich aber nicht verhehlen, daß man dem Volke die gemachten Versprechungen nicht halte, wenn man den Eid ohne Vorbehalt zu schwören befehle. Immer mehr und mehr zog ihn die Treue und Festigkeit seiner Landsleute an und, was er heute mitgehört und mit erlebt hatte, öffnete ihm vollends die Augen. Seppelis Worte waren nicht umsonst gesprochen. „Es ist wahr,“ sagte Franz zu sich selber, „wo keine Religion ist, da ist keine Zufriedenheit und kein Friede, kurz und gut, kein Glück.“ Es wurde ihm dumpf und schwül in der Wirtsstube und als der Vater das sonderbare Benehmen seines Sohnes merkte und ihn fragte, was ihm fehle, daß er wie ein Duckmäuser dahocke, da entgegnete Franz, es sei ihm zu heiß in der Stube, auch habe er Zahnschmerzen und wolle zu einem Apotheker, um etwas dagegen zu holen. „So geh,“ sagte der Vater, „und mach' daß du zur rechten Zeit beim Auen bist, damit wir mitsammen nach Hause fahren können. Ich bleibe inzwischen hier bei meinen Freunden.“

Ohne weitem Abschied verließ Franz das Wirtshaus und atmete erleichtert auf, als er draußen auf der Straße stand. „Gottlob!“ sagte er, „daß ich die da los bin. Wie nur der Vater an solchen Leuten Freude haben und sich ihre Ideen aufschwätzen lassen kann!“ Kopfschüttelnd schritt er weiter. Seine Träume, das Vaterland könne in der neuen Ordnung sein Glück und Heil finden, waren verweht. Die Gefahr, die demselben drohte, erhob sich immer deutlicher vor seinen Augen. Nachdenkend wanderte er durch mehrere Gassen; Schaaren von Soldaten zogen an ihm vorüber; Gruppen aufgeregter Bürger standen überall umher, Franz beachtete sie nicht. Da legte sich plötzlich eine schwere Hand auf

seiner Schulter und weckte ihn aus seinen Träumereien.

„He, Franz, wo willst du hin?“ grüßte ihn freundlich ein hochgewachsener, rüstiger Mann. Es war der Salpeter-Chlaus, ein alter Bekannter. „Hast noch G'schäfte?“ fragte Chlaus weiter, als der Angeredete mit einer Antwort zögerte. „Ich warte nur auf meinen Vater,“ entgegnete Franz, „der wird bald hier sein, und dann fahren wir gemeinsam nach Stansstad.“ „Wenn ihr nichts dagegen habt, so komme ich gleich mit, will nur vorher etwas z'Abig nehmen. Komm, Franz, wir trinken mit einander eine Halbe.“ Franz zögerte. „Ich komme eben aus dem Wirtshaus,“ sagte er, „und habe keine Lust, gleich wieder hinzusitzen.“

Zudem ist alles voll Soldaten und alles lärmt und schimpft, daß man nicht weiß, wo einem der Kopf steht.“ „Ja, da ist es auf der Straße nicht viel besser; bei jedem Schritt und Tritt putscht man an einen Franzosen an. Komm, Franz, wir gehen da zum Bären

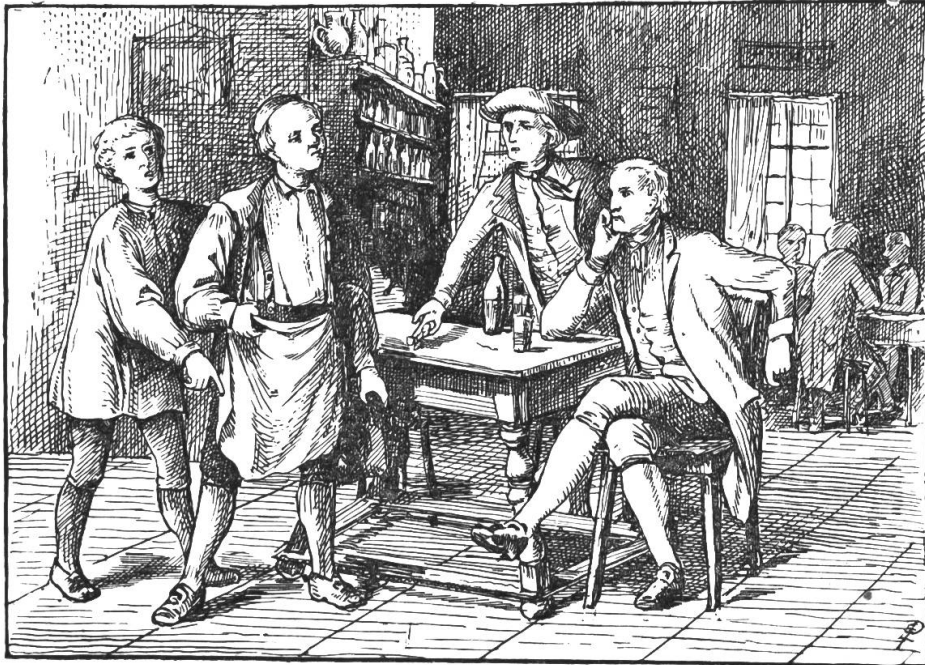
hinüber; da sind nicht so viele Leute und wir finden sicher ein ruhiges Plätzchen. Komm doch und leiste mir Gesellschaft!“ „He nun, weil's du bist, meinethwegen.“ —

Bald saßen die beiden in der hintern Stube im Bären, wo nur wenige Gäste anwesend waren, ruhige Bürger, die sich leise, fast ängstlich unterhielten. Abseits an einem Tisch saß ein junger Bursche, etwas über zwanzig Jahre alt, der emsig bemüht war, eine Wurst und einen Schoppen Noten zu vertilgen.

Die Beiden setzten sich in der Nähe nieder, ließen sich eine Halbe aufstischen und bald wurde Franz wieder etwas gesprächiger und fing über die Lage zu disputieren an. Der Salpeter-Chlaus, eine offene gerade Natur, war kein Heißsporn.

Er mißbilligte das Verfahren gegen den Statthalter Kaiser, erwartete aber von den Fremden wenig Gutes. „Luog Franz,“ sagte er, „unser Volk läßt sich nun einmal das nicht nehmen, was ihm durch Jahrhunderte lieb geworden ist, an das es sich gewöhnt und in das es sich hineingelebt hat. Das Neue ist ihm verhaßt. Schade, daß das dein Vater nicht einsieht. Er wird's schon noch erfahren, daß die Fremden wenig Gutes in's Land bringen. Franz, sei du gescheider — bedenk' es wohl —“

Der Salpeter-Chlaus kam mit seiner Mahnung nicht zu Ende, denn in der Nähe brach eben ein Mordsspektakel los. Der Wirt hatte soeben dem jungen Burschen am Tische nebenman,



Rasch entschlossen warf der Spillmutter eine Doublone auf den Tisch.

den Hut in Beschlag genommen und schrie und lärmte erwolle bezahlt sein, sonst gebe er den Hut nicht heraus. Der junge Bursche zeigte wenig Lust, baarhäuptig auf die Gasse zu gehen, er riß und zerrte an seinem bedrohten Eigentum und titulerte den Wirt einen

Schinder und Betrüger; er wollte schon sehen, ob man ihn so überheischen dürfe; er verklage ihn am g'hörigen Orte. „Und ich will mein Geld, du elender Lump!“ lärmte der Bärenwirt und verschanzte sich siegreich mit dem eroberten Hute hinter den Tisch, an dem die beiden Länder saßen. Der Spillmutter hatte Mitleid mit dem jungen Burschen und sagte daher zum Wirt: „Herr Bärenwirt, nehmt's nicht so genau mit dem armen Teufel, schenkt ihm die Hälfte der Zeche und gebt dem Burschen den Hut zurück!“ „Was, wollt ihr mir auch noch dreinreden, ihr einfältigen Bauern! Was geht euch der Handel an? Meinethwegen wenn ihr Lust habt, so zahlt für den Lump!“ Dem Franz stieg das Blut in den Kopf und der Salpeter-Chlaus ballte die Fäuste,

aber — sie wollten keine Händel. Zudem waren inzwischen ein Rudel Soldaten in die Gaststube getreten, wild dreinschauende Gesellen — es war geseheider, die Sache kurz abzuthun. — Rasch entschlossen warf der Spillmutter eine Doublone auf den Tisch und sagte zum Wirt: „Da, macht euch bezahlt — ich zahle für den Burschen — gebt ihm noch einen Schoppen extra auf meine Rechnung!“

Der Wirt machte furiose Augen, als er den Franz so reden hörte und wollte sich entschuldigen. — Die beiden Länder aber hatten die Gläser geleert und sich erhoben, und bevor der erstaunte junge Bursche seinen Dank vorzubringen vermochte, war sein Wohlthäter verschwunden. —

III.

Am 29. August, am Feste der Enthauptung des hl. Johannes des Täufers, waren die biedern Landleute von Nidwalden abermals im Landsgemeinding an der Aa versammelt. Die gleiche tiefernste Stimmung beherrschte das Volk wie am Charfsamstag des gleichen Jahres, wo die einzelnen Pfarreien mit ihren Seelsorgern unter Vorantragung eines Kreuzes eingezogen waren und auf dem „Heroplätteli“ das große Missionskreuz aufgerichtet stand. Auf den Rat seiner Vorsteher und der Geistlichkeit hatte damals Nidwalden einmütig die Konstitution verworfen, das Büchlein der neuen helvetischen Staatsverfassung verboten und sämtliche Landleute vom 14. Jahre an hatten sich durch einen Eid zu Gott verbunden, Leib, Leben, Gut und Blut für die alleinseligmachende hl. Religion, in der sie geboren, für ihre Freiheit und Unabhängigkeit, die sie von ihren seligen Vorfahren ererbt, darzugeben und aufzuopfern. Heute sollten sich die gleichen Landleute entscheiden, ob sie zu ihrem Eide stehen wollten.

Nachdem Altlandvogt Barmettler zum Vorsitzenden und drei ehrbare Männer zu Weibeln, Franz Joseph Gut zum Schreiber ernannt worden waren, berichteten die Gesandten nach Aarau und Luzern, wie sie so schnöde zurück gewiesen worden seien. Lautlos hörte die Menge den Bericht; als aber ein Schreiben des Direktoriums in Aarau verlesen wurde, welches die Auslieferung von drei Geistlichen und mehreren Landleuten forderte, da durchlief ein Gemurmel des Unwillens die Reihen, die Häufte ballten sich und die Augen blitzten. Drohende Worte wurden laut und stürmisch beschloß das Landvolk, daß die Auslieferung verweigert werde, weil der Kapitulation zuwider.

Wenn aber die Kapitulation nicht respektiert werde, so solle auch die Konstitution annulliert d. h. aufgehoben sein und auf das vorliegende Schreiben nicht mehr geantwortet werden.

Mit diesem Entscheide waren die Würfel gefallen, die eisernen Würfel des Krieges. Ein kleines Gebirgsvolk wagte es, einer stolzen Nation, die ihre Grundsätze im Siegeslaufe über die Erde ausbreitete, kühn entgegen zu treten.

Sofort wurde die Einsetzung eines Kriegsrates angeordnet und den einzelnen Gemeinden die Wahl der Mitglieder zugeteilt. Ruhig und ernst gingen die Landleute auseinander, um ihrem Entschlusse die That folgen zu lassen und treu bis in den Tod das Vaterland und seine Rechte zu verteidigen.

Abends 7 Uhr donnerten die Kanonen von Stans her, die Glocken riefen vom Turme; es war das verabredete Zeichen, daß die waffenfähige Mannschaft und der Landsturm einrücken sollten.

Da regte es sich auf Wegen und Stegen. Herab von den Alpen und vom Berggelände, und herauf vom Gestade des Sees kamen die wackern Enkel Winkelrieds; kampfesfreudige Jünglinge und silberhaarige Greise, ernste Männer und blühende Knaben zogen begeistert heran; ja selbst die zarte Hand der Jungfrauen griff mutig zu Wehr und Waffen und nur ein Geist durchglühte alle Herzen, die treue Hingabe fürs geliebte Vaterland.

Aus der Hädermatt rückte der alte Wendel mit seinem Toni an. Seppeli sollte zu Hause bleiben, aber das kühne Mädchen ließ mit Bitten und Beten nicht nach, bis der greise Vater ihm erlaubte, sich der Schaar todesmutiger Mädchen beizugesellen, die mit den Männern sich zum Kampfe stellten. Der edle Greis trug den Stutzer gleich einem Jungen. „Mein Auge ist noch scharf“ sagte er, „und meine Hand kennt das Zittern nicht. So hoffe ich noch manch einem Welschen das Lebenslichtlein auszublasen.“

„Habt ihr's gehört, Vater,“ sagte der Toni auf dem Weg nach Stans, „habt ihr's gehört, daß der alte Spillmutter gleich nach der Landsgemeinde nach Obwalden geflohen ist?“ „'S ist besser,“ entgegnete der Hädermatt Wendel, „daß solche Leute sich aus dem Staube machen. Das schlimmste sind die Verräter im eigenen Lande, ein einziger ist gefährlicher als hundert Franzosen.“ „Es nimmt mich nur Wunder,“ fuhr Toni fort, „ob der Franz sich auch drauß und davon gemacht hat; s'Seppeli hat ihm noch vor wenigen Tagen g'hörig den Text gelesen und ihm gesagt,

das sei der schlechteste Mensch, der sein Vaterland verrate.“ „Nah, 's wird wenig genützt haben!“ meinte Wendel. „Der Apfel fällt nicht weit vom Baume und der Franz ist halt eben seines Vaters Buob. Aber der alte Spillmatter wird noch genug Franzosen bekommen, das kannst mir glauben, Toni; denk nur dran!“

In Stanz war der Dorfplatz mit Bewaffneten angefüllt; auf dem Rathause saß der Kriegsrat Tag und Nacht beisammen. Sogleich wurden Truppen an die bedrohlichsten Punkte abgesandt, aufs Großächerli, an die March gegen Obwalden, auf den Berg gegen Alpnach, nach Kehrsiten u. s. w. Die Offiziere entwarfen einen Kriegsplan, bis zum 5. Herbstmonat sollte alles Militär in Waffen stehen, denn der 6. Herbstmonat war vom Direktorium als letzte Frist zur Unterwerfung angesetzt.

Nun begann mit fieberhafter Thätigkeit das Rüsten und Waffen zum Kampfe. 10 Rotten regelmäßiger Mannschaft standen bereit, sie waren mit Stüchern und Gradzuggewehren, auch mit Musketen und Flinten bewaffnet. Der Landsturm wurde unter zuverlässige Führer gestellt. Tag und Nacht wurden Kugeln gegossen, Patronen angefertigt, die Waffen in Stand gesetzt. Der Adlerwirt ließ seine Zinnteller einschmelzen, um Kugeln daraus zu gießen. Die Kanoniere rückten mit 8 Stücken und zwei kleinern Feldschlangen aus, um die Geschütze an günstigen Plätzen zu postieren. Schanzen wurden aufgeworfen, Verhaue angelegt, Gräben gezogen, kurz alle Maßregeln getroffen, dem Feinde den Einzug in's Land zu wehren. Wer nicht Waffen tragen oder sich sonst nützlich machen konnte, begab sich in die Kirchen und Kapellen, um den Beistand des Himmels über die Kämpfenden herabzurufen; öffentliche Andachten wurden gehalten und die Gotteshäuser wurden von Bittenden nie leer.

Droben auf dem Mietherschwanderberg stand der Hädermatt-Toni auf einem Vorposten. Schon drei Tage war er hier aufgestellt und beobachtete und zählte die Franzosen, die von Hergiswil her über die Kengg nach Alpnach marschierten. Gegen 1800 Welsche hatten sich dort gelagert und mehr als einmal schon wagten sie sich auf's Alpnacher Nied hinaus, und feuerten, hinter Streuetristen Deckung suchend, gegen die Bergeshöhe hinauf. Aber die geübten Nidwaldnerschützen ließen ihrer nicht spotten, ihre Stücher trugen das tödliche Blei hinab bis zur Kirche in Alpnach. Wo ein Tambour oder ein Soldat den Kopf hinter einer Triste

hervorstreckte, bezahlte er seinen Vorwitz mit dem Leben.

Am Vorabend vor Mariä Geburt stand Toni wieder mutterseelenallein auf seinem Posten. Von Stanzstad ließ der „Zürihund“ seine laute Stimme vernehmen und die andern Geschütze am Acheregg und bei Kehrsiten erdröhnten dazwischen. Schon seit fünf Tagen versuchten die Franzosen in Stanzstad zu landen; umsonst. Bald verstummten die Kanonen, eine dunkle Nacht brach herein und unheimlich leuchteten die Wachfeuer aus der Tiefe herauf. Um Mitternacht sollte Toni abgelöst werden; langsam strichen die Stunden dahin. Da raschelte es im Laube, ein Steinchen löste sich los und kollerte den Abhang hinunter. Toni lauschte, er faßte den Stücher mit fester Hand, auf einen Angriff gefaßt. — Plötzlich erdröhnte ein Lärmschuß und gleichzeitig glaubte sein scharfes Auge zu bemerken, wie ein dunkler Schatten durch das Dickicht huschte. „Halt, wer da!“ schallte jetzt sein lauter Ruf; nur das Echo gab Antwort. — Wieder lag alles stille — da regte es sich in nächster Nähe und bevor die Wache ihren Ruf erheben konnte, schallten ihr ziemlich vernehmlich die Worte entgegen: „Um Gottes willen, Toni, schieß nicht! Hilf mir, rette mich! —“ Fast im gleichen Augenblick tauchte unmittelbar bei dem Schützen eine dunkle Gestalt auf und der Mond leuchtete durch die zerrissenen Wolken und Toni erkannte in seinem matten Schein — den Spillmatter-Franz. „Franz! — du hier!“ rief er erschrocken aus; „Um Gottes willen was willst du und wie kommst du hierher?“ „Ich komme von Alpnach,“ gab Franz leise flüsternd zur Antwort — „ich bin dort davon gelaufen, hab's nicht länger aushalten können und bin nun hier, um mit euch zu siegen oder zu sterben.“

Toni kam aus seinem Erstaunen nicht heraus. Zögernd und immer noch mißtrauisch reichte er dem Flüchtling die Hand — „Aber Franz, bist du kein Verräter, darf ich dir glauben?“ „So wahr ein Gott im Himmel lebt, Toni, ich lüge nicht. — Schieße mich auf der Stelle nieder, ich will lieber so mein Leben enden, als die Vorwürfe meines Gewissens länger noch ertragen. — Bei jedem Schuß, den ich hörte, ging's mir wie ein Stich durch's Herz und fort und fort tönte es in meinen Ohren: du bist ein Verräter! Ja, ich hab' es nicht vergessen, was mir deine Schwester sagte: „willst du an deinem Vaterlande zum Verräter werden?“ „Weiß der Vater, daß du hier bist?“ „Nein, ich sagte ihm nicht's, es hätte

auch nichts genügt — er ist und bleibt ein Freund der Welschen. Aber nun, Toni, rate mir. Was soll ich thun? Darf ich mich vor meinen Landsleuten zeigen? werden sie mir verzeihen und mich in ihren Reihen kämpfen lassen?“ „Deine Flucht nach Obwalden“ sagte Toni nach einigem Nachdenken, „ist den wenigsten bekannt, und ob es dir ernst ist, für's Vaterland zu kämpfen, das wird man bald merken, wenn du recht tapfer auf die da unten — Toni zeigte gegen Alpnach — einhaußt. Weißt du was? Ich werde nun bald abgelöst; dann führe ich dich zu unserm Hauptmann, dem Schmitter-Franz; dieser geht, wie ich vernommen habe, heute Nacht noch auf den Allweg, um dort das Kommando zu übernehmen. Nicht weit vom Allweg, bei den Rübenen, stehen die Hilfstruppen von Uri und Schwyz, die Seelisberger und einige wenige von den Unsrigen, denen du nicht auffallen wirst. — Auch mein Vater Wendel ist dort, beim Landsturm. Du sagst ihm kurz, wie du mich getroffen; es wird ihn freuen und — vielleicht kannst du ihm selber beistehen in Not und Gefahr. — Wer weiß, vielleicht triffst du auch das Seppeli irgendwo in der Nähe, — denn gegen 20 Mädchen haben sich dem Landsturm angeschlossen.“ „Wie — was sagst du? das Seppeli ist in den Kampf gezogen!! — O, wie muß ich mich schämen vor diesem Heldenmädchen, ich elender Verräter, der ich auch nur einen Augenblick zögern konnte, für eine Heimat zu sterben, die von solch' edlen Herzen verteidigt wird.“ „Franz, du kannst vieles gut machen! Bald wird es Arbeit genug geben. Wenn mich nicht alles täuscht, so stehen wir vor einem heißen Tag. Doch, die Zeit ist da, wo mich ein anderer ablösen muß. Komm, Franz, ich führe dich zum Hauptmann Schmitter!“

Fünf Stunden später stand der junge Spillmatter droben in den Rübenen, unweit des Allweg. Die Hilfstruppen von Uri und Schwyz, die Seelisberger und einige Beckenrieder hatten die Aufgabe, den etwa vordringenden Feind davon abzuhalten, die Stellung auf dem Allweg zu umgehen.

Mit Tagesanbruch wirbelten die Trommeln, donnerten die Kanonen; knatterten die Büchsen von der March her. Gegen 3000 Franzosen hatten dort die Verteidiger der Grenze angegriffen; ein mörderischer Kugelregen aus den Büchsen der Nidwaldner empfieng sie und streckte die ersten Reihen nieder. Doch die Franzosen wurden sofort zum Sturme kommandiert, so daß die

wackern Schützen sich genötigt sahen, vor den anstürmenden Massen rechts und links in den Berghalden und Wäldern Deckung zu suchen. Von hier gaben die Scharfschützen zu beiden Seiten ihre wohlgezielten Schüsse in die Reihen der Franzosen ab, die an St. Jakob vorbei gegen Rohren vordrangen. Dort erwartete sie Hauptmann Immlı aus Schwyz; — doch die Masse der Feinde nötigte auch ihn zum Rückzuge. Dreihundert Franzosen lagen bereits todt auf dem Felde; aber unaufhaltsam wälzte sich der breite Strom des Fußvolkes vorwärts, während die Kanonen und die Reiterei, durch Gräben, Schanzen und Verhaue aufgehalten, an der March zurück blieben. Jetzt dehnten sich die feindlichen Schaaren auf dem Drachenried aus; doch von der Bielschanze und vom Sandhubel spießen die Kanonen Tod und Verderben in ihre Reihen. Schon war es 8 Uhr morgens. Die Welschen zögerten und schienen zu beratschlagen. Jetzt rückten die Kanonen von der March her an. Zum drittenmal wurde zum Sturm geblasen, und in drei Abteilungen stürzte sich der Feind auf die todesmutigen Nidwaldner. Molan sollte mit seinen Grenadieren auf dem linken Flügel den Roßberg erstürmen, Flobert mit seinen Leuten in's Roßloch vordringen, Rappinat mit der Reiterei und Dommartin mit dem groben Geschütz den Allweg nehmen. Die Massen setzten sich in Bewegung, es erklangen die Pfeifen, die Trommeln wirbelten, die Felswände ringsum erhallten vom Donner der Geschütze. — Die Stunde der Entscheidung hatte geschlagen!

IV.

Auf drei Seiten zugleich wälzten sich Frankreichs kriegsgeübte Schaaren gegen das kleine Häuflein Nidwaldner heran, die das letzte Bollwerk gegen Obwalden hin, den Allweg, mit dem Mute der Verzweiflung zu halten suchten.

Der rechte Flügel drang gegen die Rübenen vor; dreimal wurden die Anstürmenden mit großem Verlust zurückgeschlagen, dreimal sammelte ihr Anführer Mainoni die zerstreuten Schaaren und trieb die Soldaten auf's neue in's Treffen, wenn sie auch zu Duzenden hinsanken. Sie durchdrangen die Tiefe des Waldes, aber von oben herab zischte das tödtliche Blei.

Hinter einer mächtigen Buche hatte der Spillmatter-Franz Posto gefaßt. Schuß auf Schuß blitzte aus seinem Stutzer, keiner fehlte sein Ziel. Heiß wütete rings um ihn der Kampf. Er sah,

wie der alte Wendel aus der Hädermatt kaltblütig auf die Franzosen feuerte, bis ein Schuß in's Bein ihn kampfunfähig machte. Das Banner von Seelisberg fiel; ein Beckenwieder erhob es rasch und feuerte seine Kameraden zu neuem Mute an, da traf ihn eine tödtliche Kugel — das Banner fiel zum zweiten Mal; aber schon war ein tapferer Urner zur Stelle und rettete die Fahne. Immer dichter stürmten die Schaaren der Feinde heran, geordnet zogen sich die Tapfern zurück, nur der Spillmatter-Franz harrte immer noch hinter seiner Buche aus. Plötzlich sah er sich von Gegnern umringt; er wurde mit ihnen handgemein und schlug wie wütend drein; da traf ihn ein Schlag mit dem Gewehrkolben auf den Kopf; Nacht umfinsterte seine Augen und betäubt sank er an der Buche nieder.

Während der rechte Flügel der Franzosen die Rübenen erstürmte, drang das Centrum derselben, Reiterei und Fußvolk gegen den Allweg vor. Hier trafen sie auf den erbittertsten Widerstand. Quer über das Drachenried zog sich ein breiter, tief aufgeworfener Graben, in dem eine Anzahl Scharfschützen standen und mit ihren Kugeln die Reihen der Feinde lichteten. Ruhig ließen sie die Welschen herankommen, bis nahe an den Fuß der Bielschanze; da krachten die Kanonen bei der Kapelle und auf dem Sandhubel, wo der tapfere Meister Schilliger kommandierte. Leichen häuften sich auf Leichen, der Anführer wurde verwundet, viele der Angreifer wandten den Rücken und suchten das Weite. Als der rechte Flügel von den Rübenen her und der linke nach dem Roßberg hin vordrang, da begrüßten sie von der Höhe des Roßberges die Kugeln der Scharfschützen und die Kartätschen von der Bielschanze rissen weite Rützen in ihre Reihen. Die Franzosen suchten sich hinter Holz- und Scheiterbeigen zu decken, aber die wohlgezielten Schüsse des Meister Felix boten ihnen unliebsamen Willkomm.

Als das Centrum sich vom rechten und linken Flügel unterstützt sah, wagte es einen neuen Vorstoß und suchte über den Schanzgraben zu dringen. Die Trommeln wirbelten, die Signale erschallten und neue Schaaren wälzten sich gegen die kühnen Helden. Doch das Häuflein der Wackern schrumpfte zusammen; umsonst wehrten sich selbst Knaben und Greise mit dem Mute der Verzweiflung, umsonst drangen kühne Heldenmädchen wie gereizte Löwinnen auf die Welschen ein, bald zeigte sich der Feind von den Rübenen und dem Roßberg her im Rücken der tapfern Schaar. Jetzt

sahen sich auch die Schützen in der Schanze zum Rückzug genötigt; aber aus der Batterie bei der Kapelle drangen die Geschosse immer noch in den Feind, die Musketen und Strazertugeln rissen immer noch ganze Reihen nieder; — erst nach dem sie den Engpaß aufs äußerste verteidigt und die Kühnsten verblutet hatten, zog sich der Rest langsam zurück. — Doch siehe! in diesem Augenblicke ergreift noch ein Heldenmädchen die Runte und feuert die letzte Kanone, mit Kartätschen geladen, in den Knäuel der Feinde; ein Offizier und mehrere Gemeine fallen; einen Augenblick bleiben die Franzosen wie gelähmt stehen, dann stürzen sie mit Wutgeheul dem unerschrockenen Mädchen nach; — doch das Mädchen ist verschwunden; das Sepeli aus der Hädermatt ist gerettet. —

Während die tapfere Schwester durch eine kühne That sich und manche ihrer Gefährtinnen dem Verderben entriß, war Toni in die Gewalt des Feindes geraten.

Von Alpnach her hatte ein Teil der schwarzen Legion den Mietherschwanderberg erstiegen und die dortige Besatzung zum Rückzug gezwungen. Toni eilte nach dem Roßberg und stellte sich droben beim Klausnerhüttli zu den Scharfschützen. Es mochten gegen 20 — 30 Mann sein, die hinter Hecken und Bäumen versteckt auf die Franzosen feuerten. Als die Schaaren der Feinde auch hier immer dichter wurden, verließen die Schützen ihr Versteck und Toni eilte mit andern nach dem hintern Roßberg, um im dortigen Buchwald Schutz zu suchen. Mit zwei andern Gefährten versteckte er sich dort hinter einem Töpli. Schon nahte der Abend und die todesmüden Kämpfer wurden vom heftigsten Hunger und Durste gequält. Da kamen sie überein, es solle einer von ihnen zu den Häusern am Roßwinkel herabsteigen und sich etwas Speise oder wenigstens einen Trunk Wasser zu verschaffen suchen. Toni erklärte sich bereit, den gefährlichen Gang zu machen. Vorsichtig verließ er das Versteck; schon hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er sich plötzlich von einer Schaar Franzosen umringt und zu Boden gerissen sah. Ein betrunkenen Anführer wettete und fluchte alle Zeichen. Wie wütend schlug er mit der flachen Säbelklinge auf den armen Gefangenen ein; die Soldaten machten sich über ihn her; der eine zog ihm seine Pechschuhe von den Füßen, einem andern gefielen seine Strümpfe, einem dritten der Länder. — Bis auf Hosen und Hemd ausgeplündert, wurde Toni weiter geschleppt und der besoffene Offizier hielt sich an

seinem Hosenträger fest. Unter Fluchen und Schelten, Stoßen und Schlagen führte man ihn zuerst nach dem vorderen Kopsberg dann wieder abwärts bis zum Hubelhaus. Hier machte die Kette halt. Bereits dunkelte es und den Soldaten wurde es lästig den Gefangenen mitzuschleppen. Sie bedeuteten daher dem Hauptmann, er solle ihm den Kopf abschlagen und dieser fand sich hiezu schnell bereit.

Beim Hubelhaus befand sich neben dem Rain ein kleiner ebener Platz; dorthin führte man das Opfer. Toni, der Gegend wohl kundig, gab auch jetzt noch seine Hoffnung auf Rettung nicht auf. Man befahl ihm, niederzuknien; er gehorchte, bezeichnete sich andächtig mit dem hl. Kreuzzeichen,

hob die gefalteten Hände etwas in die Höhe und erwartete so mit offenen Augen den Todesstreich. Er sah, wie der Hauptmann den Säbel zog, weit aus-



Er sah, wie der Hauptmann den Säbel zog.

den Streich, fing diesen mit Verlust eines Fingers auf, die beiden nächststehenden Finger wurden stark verwundet; — und blitzschnell rollte Toni gleich einem Todten den steilen Rain hinab — drunten verkroch er sich rasch in's Gebüsch und blieb vor weitem Nachstellungen verschont.

Kehren wir zum Spillmatter Franz zurück. — Als die Franzosen längst schon über den Allweg nach Stans vorgedrungen waren, erwachte dieser aus seiner Betäubung. Ein schrecklicher Schmerz durchzuckte seinen Kopf; nur allmählig kehrte das Bewußtsein zurück und mit Schrecken gewahrte der Unglückliche, daß er bis auf Hosenträger und Hemd seiner Kleider beraubt war und aus mehreren Wunden blutete. Mühsam richtete er sich auf; da bemerkte er einen Franzosen, der an ihm vor-

überleitete, ihn aber nicht zu sehen schien. Rasch legte er sich wieder hinter der Buche nieder, bis er endlich merkte, daß kein Feind mehr in der Nähe sei. Hierauf schleppte er sich zu einem nahen Bächlein, wusch die Wunden, die glücklicher Weise nicht gefährlich waren, und stillte seinen brennenden Durst. Vorsichtig hielt er Umschau. Von St. Jakob her stiegen die Rauchsäulen der brennenden Kapelle auf; auch das Kirchlein zu Rohren stand in Flammen und überall erhoben sich Brandwolken zum Himmel und bezeichneten den Weg, den der Sieger eingeschlagen hatte. Da und dort strichen vereinzelt Banden der Feinde umher, raubten, plünderten und sengten. Allmählig fühlte Franz seine Kräfte wiederkehren, so

daß er darauf dachte, nach Stans zu gelangen. Dort hoffte er als Sohn eines Patrioten un gefährdet zu sein. Immer vorsichtig ausspähend verließ er die Rüben und erreichte die Heuweid im Oberwil. Da und dort lagen zahlreiche Leichen gefallener Franzosen, aber ach,

auch mehrere Landleute liegen da bei ihren Wegnern im Tode gebettet. Plötzlich bleibt Franz erschrocken stehen, liegt da nicht der alte Wendel aus der Hädermatt? Welch' entsetzlicher Anblick! das Bein des Greisen ist von einer Kugel zerschmettert, das Haupt vom Rumpfe getrennt, die kalte Hand umschlingt krampfhaft den Rosenkranz. Von Schmerz überwältigt kniet Franz an der Leiche nieder, andächtig faltet er seine Hände und betet für die Seelenruhe des edlen Helden. Es ist kein Zweifel, der alte Mann hatte sich, schwer verwundet, hierhergeschleppt, war von den verfolgenden Feinden eingeholt und hier schrecklich hingemordet worden. Da durchzuckte ein banger Schrecken das Herz des jungen Spillmatters: „So haben sie, die tierischen Welschen, an einem

wehrlosen Greise gehandelt, was werden sie an hundert andern meiner Landsleute verübt haben, was an schuldlosen Frauen und Jungfrauen? — Mein Gott, was ist vielleicht aus dem braven Seppeli geworden!“ Bange Ahnung erfaßte ihn, rasch erhob er sich, bedeckte die Leiche des greisen Helden mit einem Mantel, den er einem toten Franzosen abgenommen; dann eilte er auf ein kleines, im Walde stehendes Häuschen zu, das von bekannten Leuten bewohnt war. — Glücklicher Weise hatten die Feinde das abgelegene Gebäude nicht beachtet. Ein altes Mütterchen, das sich im Dachkammerchen versteckt hatte und von dort den jungen Mann nahen sah, öffnete ihm mit Mitleid, verband seine Wunden und verjah ihn mit den Kleidern ihres verstorbenen Mannes, einem saubern Hemde,

schwarzen Strümpfen, Beinkleidern, einem langen braunen Rock und mit einem Hute.

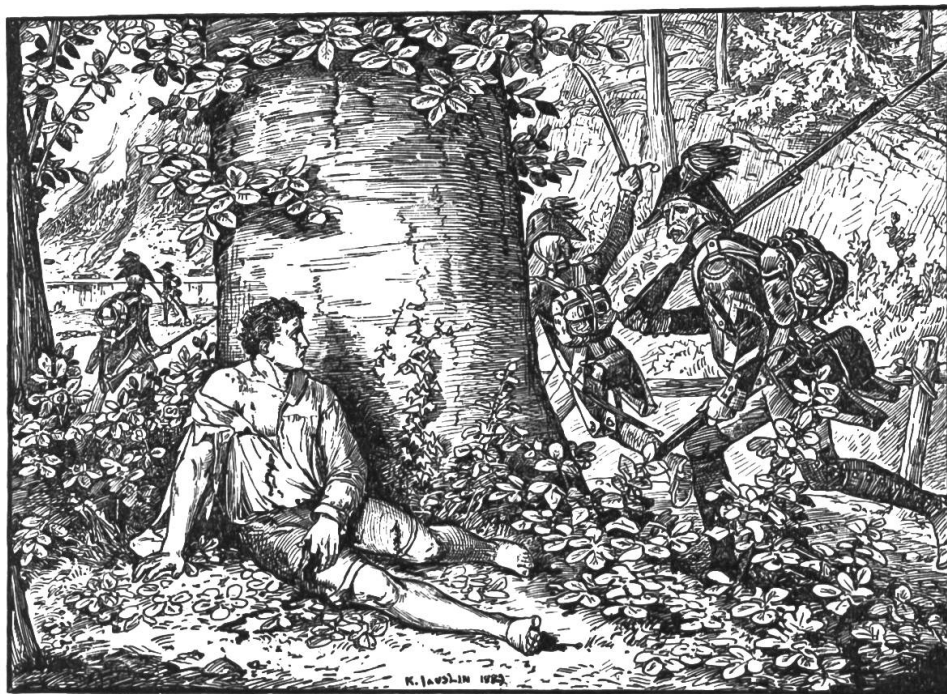
So ausgerüstet eilte Franz dem Flecken Stanz zu. Welch' schrecklicher Anblick bot sich überall seinem Auge

dar. Über den Stanzerboden lagerte sich ein dichter Nebel von Rauch, da und dort zuckten die Flammen brennender Häuser auf, verstümmelte Leichen lagen am Wege, schreiende und johlende Soldaten durchliefen die Matten, Hilferufe und Angstgeschrei erfüllten die Luft; überall Spuren der Verwüstung, Brand und Mord, überall Entsetzen und Verderben.

Schon nähert sich Franz dem Flecken, da entringt sich plötzlich ein Schrei des Schmerzens seiner Brust. Vor ihm steht das väterliche Haus in lichterlohen Flammen; eben stürzt der Dachstuhl krachend ein und eine hohe Feuergarbe wirbelt zum Himmel auf. Der arme Spillmutter ringt entsetzt die Hände. „Ist das der Lohn, mit dem

die Franzosen die Freundschaft meines Vaters vergelten! —“ Noch wirft er einen Blick auf die Stätte seines einstigen Glückes, dann eilt er weiter, halb von Sinnen; er weiß nicht, wohin sein Fuß ihn trägt. Jetzt steht er am Eingang zum Friedhof, vor ihm steht die stattliche Pfarrkirche. Gottlob, die Hand des Feindes hat es nicht gewagt, sich an diesen Tempel zu legen. „Vielleicht hat sich das Seppeli dahin geflüchtet,“ spricht Franz zu sich, „ich will nachsehen.“ Da begegnet er einer Mutter, die laut weinend ihm entgegenstürzt. Sie trägt ein Kind auf den Armen, bebend von Schmerz streckt sie es Franz entgegen. „Sieh' da, du Patriot!“ ruft sie — „da haben mir die Welschen das Kind erschossen, da drinnen in der Kirche.“

Wehklagend eilt die Armut weiter; Franz wendet seinen Schritt der Kirche zu; — neue Schrecken schaut sein Auge. Vor der Glockenhausthüre liegt der Schellenmaurus in seinem Blute; Franz schreitet an der Leiche vorbei und öffnet die Kirchthür. Entsetzlicher Anblick!



Mühsam richtete er sich auf und bemerkte einen Franzosen.

Duzende liegen da in den Stühlen und Bänken, von Gewehrkolben erschlagen, von Bajonnetten durchstoßen, mit gespaltenen Köpfen, von Kugeln durchbohrt; — ja, schrecklich ist's auch nur daran zu denken; da liegen Leichen, deren Leiber aufgeschnitten, deren Gedärme an den Stühlen aufgehängt sind.

Franz schaudert zusammen; seine Faust ballt sich in ohnmächtiger Wut, die Thränen treten ihm in die Augen. „Die Unmenschen, die hier so gehaust haben, habe ich einst als meine Freunde begrüßt! Guter Gott, verzeihe mir!“ Er thut einige Schritte ins Gotteshaus hinein; da sieht er den geistlichen Herrn aus dem Fahrmatli, Wendels Better an den Altarstufen hingestreckt

daliegen; drei Kugeln sind durch sein edles Herz gedrungen. — Franz hält es an dieser Stätte der Verwüstung nicht mehr aus, er eilt durch die gegenüberliegende Seitenthüre; wie er sie öffnet erblickt er den Dorfplatz voll Soldaten; drüben beim Dächlihaus brennt ein gewaltiges Wachtfeuer. Rasch wendet er sich wieder zur andern Seitenthüre zurück, und eilt von hier nach der Knirzgaß in die Klostermatt. Von da hofft er auf einem kleinen Umweg am Kapuzinerkloster vorbei nach dem Oberdorf und Waltersberg zu entkommen — sein Ziel ist die Hädermatt.

V.

In der Klostermatt wimmelte es von Welschen. Franz stützte und wollte umkehren, doch die Soldaten hatten ihn bereits erspäht und ehe er sich dessen versah, umringt. Mit wütenden Gebärden drangen sie auf ihn ein und als einer den Namen „Paul Styger“ nannte, erhob sich ein fürchterliches Geschrei. Da Franz einen langen braunen Rock und schwarze Strümpfe trug, so meinten die Franzosen wirklich, des verhassten Kapuziners habhaft zu sein. Triumphierend banden sie dem Armen die Hände, bearbeiteten ihn mit Faustschlägen und Rippenstößen und führten ihn unter lautem Gejohle nach dem Frauenkloster, um ihn dort vorläufig in Gewahrsam zu bringen.

Während der Nacht hatte Franz Zeit, über seine traurige Lage nachzudenken. Am folgenden Morgen säumten die Welschen nicht lange, den Lohn für ihre Beute und die Anerkennung des Generals für sich in Anspruch zu nehmen. Im Triumph schleppte man den vermeintlichen Paul Styger hinab ins Dorf, zum Rathhaus, wo sich Schauenburg befand. Sofort ließ der General den Gefangenen vor sich bringen. Franz sank vor dem Gewaltigen beugend auf die Kniee und erwartete hoffnungslos den Machtspruch des Siegers. Mit verschränkten Armen stand Schauenburg vor dem unglücklichen Opfer, seine Blicke durchbohrten den Gefangenen. Endlich rief er: „das ist kein Paul Styger, — der ist zu dumm! Aber er ist ein Rebell und als solchen übergebe ich ihn euch zum Tode!“

Mit Freudengeheul wurde das Urtheil begrüßt. Sofort traf man Vorbereitungen zur Ausführung desselben. Die Hinrichtung sollte mit einer Art Feierlichkeit vorgenommen werden, um die Einwohner des Fleckens noch mehr einzuschüchtern. Der General, ärgerlich darüber, daß ihm der rechte Paul Styger entgangen war, wollte es so und

versprach, selber zugegen zu sein. Sofort marschirte eine Abteilung Soldaten auf; die Trommel wurde mit einem schwarzen Flor überzogen und sogar ein Pfeifer und Geiger zur Stelle geschafft, um den Zug zu begleiten.

Das Zeichen zum Aufbruch war gegeben. Franz schwankte mehr todt als lebendig und von seinen Begleitern gestützt mit bebenden Schritten daher. Man zog über den Dorfplatz, an der Kirche vorbei, hinab in's Steimmattli; da sollte das Urtheil vollzogen werden. Schon war man an dem hierfür bestimmten Platze angelangt, der unglückliche Spillmattler sank auf seine Knie und bereitete sich durch ein kurzes Gebet auf den Tod vor, da nahte vom Niederdorf her der Distriktsstatthalter Ludwig Kaiser. Verwundert trat er näher und fragte, was es geben sollte. „Ein Rebell wird erschossen werden,“ lautete die Antwort. Jetzt erblickte Kaiser den unglücklichen Franz und stützte. In seinem Gedächtnis erwachte die Erinnerung an den Auftritt im Klostergarten. Rasch entschlossen gebot er den Soldaten halt, und als der Oberfeldherr, von einigen Offizieren umgeben, sich eben nahte, trat er mit einer tiefen Verbeugung vor ihn hin. Mit eindringlichen Worten bat er für den Verurtheilten um Pardon; derselbe sei ja Sohn eines Patrioten und verdiene als solcher alle Schonung.

Schauenburg zögerte. Er mißtraute den Worten des Statthalters; es war ihm ungelegen, daß ein Strich durch seine Rechnung gemacht, das Todesurtheil nicht ausgeführt werden sollte. Unentschlossen stand er da, während Kaiser alle Beredsamkeit aufbot, den Spillmattler zu retten. Daß Franz aus Alpnach zurückgekehrt war und mit seinen Landsleuten mutig gegen die Franzosen gekämpft hatte, wußte der Statthalter freilich nicht, sonst würde er sich kaum desselben angenommen haben.

Während Schauenburg immer noch zögerte, trat plötzlich ein Soldat aus den Reihen der Zuschauer und eilte auf Franz zu. „Laßt diesen Mann los!“ rief er, ohne vorerst den General zu bemerken. „Laßt ihn los, sage ich, er ist kein Rebell, kein Feind, sondern ein Freund und Wohlthäter der Franzosen!“ Franz blickte auf, da sagte der Soldat zu ihm. „Du kennst mich nicht, aber ich kenne dich; du hast mir in Luzern meinen Hut eingelöst und die Zeche bezahlt!“ Ehrentrotzig trat nun der Soldat vor den General, erzählte ihm sein Zusammentreffen mit dem Gefangenen im Bären zu Luzern und bat für ihn

um Gnade. Seinen bewegten Worten und der Kürsprache des Distriktsstatthalters gelang es den Spillmutter von der Gefahr zu befreien; der General befahl, ihn loszubinden, schenkte ihm die Freiheit und übergab ihm zudem eine Karte, welche ihm freien Verkehr im Lande gestattete.

Glücklich der Gefahr entronnen, dankte Franz seinen Rettern, dann suchte er die Ruinen seines Vaterhauses auf. Dort traf er seinen Vater, der mit andern geflohenen Patrioten soeben zurückgekehrt war; der alte Mann war schier von Sinnen. Neue über den Verrat und Schmerz über den Undank der Welshen drückten ihn zu Boden. Franz suchte ihn zu trösten und sorgte dafür, daß er bei Bekannten Unterkunft fand. Jetzt

aber vermochte ihn nichts mehr zurückzuhalten; er eilte davon nach Oberdorf und dem Waltersberg, um sich Gewißheit über das Schicksal seiner Geliebten zu verschaffen. —

„Lebt das Seppeli noch, ist der Toni gerettet?“ fragte er sich mit pochendem Herzen. „Wie soll ich ihnen den Tod des Vaters melden, wie werden sie die Schreckensnachricht aufnehmen?“

Noch hatte das Sengen und Brennen kein Ende erreicht; überall begegneten dem Dahineilenden plündernde Soldaten, die blutigierig wie Hyänen umherstrichen. Von Buochs herüber züngelte noch das Feuer aus den Ruinen der Kirche, und da und dort in der Runde stiegen Rauchsäulen auf. Unbehelligt erreichte Franz den Waltersberg; aus den Bäumen schaute ihm der Giebel des Hädermatthaus entgegen — Gottlob! es war verschont geblieben! Jetzt stand er vor dem Hause und lauschte. Bereits war es dunkel geworden; alles war still ringsum und aus dem Hause drang kein Laut an sein Ohr. Er suchte die Hausthüre zu öffnen, sie war fest verriegelt. „Was

soll ich thun?“ beratschlagte Franz. „Klopfe ich und ist das Mädchen drinnen, so erschrickt es und meint, die Franzosen seien da.“ — Er begann sich einen Augenblick; dann schlich er leise nach der Rückseite des Hauses, erstieg eine Scheiterbeige und gelangte so an's Fenster der Laube, wo Toni zu schlafen pflegte. Vorsichtig suchte er das Fenster zu öffnen; es gelang — die Laube war leer. Behutsam stieg Franz hinein und die Treppe hinab, er lauschte an der Stubenthüre, es war ihm, als höre er ein leises Seufzen. Langsam öffnete er die Thüre; da erhob sich rasch vor dem Heiland in der Stubenecke eine dunkle Gestalt, „Jesus, Maria!“ schrie Seppeli erschrocken, wer ist da?“ „Fürchte dich nicht, Sep-

pepli, ich bin es, ich, dein Franz!“ Da trat das Mädchen vor ihn hin, hochaufgerichtet und seine Augen starrten ihm durch's Dunkel entgegen. „Wie! Du, der Spillmutter-Franz! Du bist nicht mein Franz!“ rief es mit scharfer Betonung. „Du bist ein Feigling, ein Verräter! Weg, weg! Fort von hier!“



Während Schauenburg noch immer zögerte, trat plötzlich ein Soldat aus den Reihen der Zuschauer.

Franz stand wie versteinert da, er vermochte kein Wort hervorzubringen zur Entschuldigung, zur Aufklärung. — Doch Seppeli fuhr in höchster Aufregung fort. „Da, da schau hinaus zum Fenster, da siehst du, was ihr und euere Welshen angerichtet habet! Siehst, wie's ringsum brennt, blutigrot, das sind die Freudenfeuer der Verräter, deiner Freunde! Drum geh mir aus den Augen, Franz, du bist nicht mehr mein Franz!“ „Um Gottes und aller Heiligen willen!“ vermochte der zu todt erschrockene Spillmutter endlich zu stammeln, „Seppeli, red nicht so! Hör' mich an, nur ein Wort, ein einziges! — Ich bringe dir Nachricht, Nachricht — von deinem Vater!“ Es war ein unbedachtes Wort, das Franz in der Belegenheit gesprochen. „Vont

Vater?“ rief das Mädchen mit greller Stimme, „vom Vater! Warum bringst du ihn nicht mit? Ja, ja, ich weiß es wohl, er ist todt! Ihr habt ihn hingemordet, ihr gottlosen Vnoben, ihn und den Toni auch!“ Mit diesen Worten brach das Seppeli zusammen, es schluchzete und weinte, ein Stein hätte drob erweichen mögen.

Franz war wie von Sinnen, er wußte nicht wo aus, wo an. Eine Zeitlang stand er da, stumm und regungslos; da klopfte es draußen an der Hausthür, erst leise, dann stärker. „Um Gottes willen, wer wird es sein?“ Seppeli rührt sich nicht, es ist gefühllos geworden gegen alles, was um es vorgeht. Franz aber hat sich wieder etwas gefaßt; er schleicht in die Kammer und schaut verstoßen zum Fenster hinaus. Mit seinem scharfen Auge sieht er, wie ein Mann in dürftiger Kleidung an der Thüre kaueret. „Das kann kein Franzose sein; zudem wär's wenigstens nur einer, mit dem würde ich schon fertig,“ sagt Franz zu sich selber; er geht in den Gang hinaus, ergreift ein Beil, das in einer Ecke steht, und nähert sich der Hausthüre. „Wer ist draußen?“ fragt er, zuerst leise. „Ich bin's, der Toni.“ „Gottlob!“ jubelt der Spillmutter auf und öffnet rasch die Thüre. Aber wie erschrickt er, als ihm Toni halb ohnmächtig entgegen taumelt. Mit starkem Arme stüßt er den zu Tod Erschöpften und ruft in die Stube: „Seppeli, Seppeli! Komm, der Toni ist da!“ Freudig rasch folgt das Mädchen dem Rufe; von Beiden gestützt, betritt Toni die Stube und läßt sich im Lehnstuhl des Vaters nieder. „Geit sei dank und seiner lieben Mutter!“ spricht er matt, — Seppeli hast — mir nicht — einen Schluck Milch — oder Wasser? — ich vergehe vor Durst!“

Während Seppeli zur Küche eilt, das Verlangte zu holen, schließt Franz rasch die Fensterläden, macht Feuer und zündet ein Licht an. Welch' trauriger Anblick! Toni's Kleider sind zerfetzt, mit Blut überrennen; der Arme zittert vor Frost. Seppelis blühendes Antlitz hat der Kummer und Schmerz der letzten Tage entstellt und jetzt, wo es den Spillmutter im braunen Rock sauber gekleidet und scheinbar ohne Wunde vor sich sieht, da steigt der Unwille auf's neue in ihm auf, ein Blick voll Hornesglut trifft den armen Franz.

Toni sieht das, er ahnt den Zusammenhang und sucht den Irrthum zu zerstören. „Franz“, spricht er mühsam, und reicht dem Spillmutter die Hand, „Franz, du hast dich wacker gehalten — hast mutig gekämpft — ich weiß es — du hast alles gutgemacht.“ „Wie, was?“ ruft Seppeli, immer noch ungläubig; — „Der Franz war im Kampf? Man sieht's ihm doch nicht an!“

Jetzt ist der Bann gelöst; Franz beginnt zu erzählen, immer aufmerkamer hört ihm das Mädchen zu. Er berichtet seine Flucht und seinen Kampf in den Klüben; — er erzählt von seiner Gefangennahme und seiner Rettung; zögernd fügt er bei, wie er den greisen Vater Wendel fallen gesehen, wie er ihn todt gefunden, den Rosenkranz in seiner Hand.

Das Schluchzen der Geschwister unterbricht den Erzähler, auch ihm treten die Thränen in's Auge.

Schweigend sitzen die drei beisammen, — endlich sagt Toni schmerzbeengt: „Wir wollen für die Seelenruhe unseres lieben Vaters ein andächtiges Vater unser beten, und während er die Hände faltete, knieten das Seppeli und der Franz vor dem Heiland in der Stubenecke. „Herr gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leucht ihm!“ könnte es fromm von ihren Lippen.

Jetzt mußten auch die beiden Geschwister erzählen, wie ihnen die Rettung gelungen war. Seppeli war mit andern Mädchen vom Allweg gestohlen und hatte vermocht, rascher als die Franzosen Stans und von da das Vaterhaus zu reichen, wo es sich unter steter Angst verborgen hielt. Toni blieb drunten am Rogberg bis tief in die Nacht im Gebüsch versteckt — endlich kroch er heraus, und erreichte auf der Stanserallmend ein Gädeli, wo er abermals ein Versteck suchte. Eine Ziege, die seit vorgestern nicht mehr gemolken worden war, lief meckernd umher und bot dem beinahe Verschmachtenden willkommenen Nahrung. Am andern Tag, als es bereits dunkel geworden war, suchte Toni nach Hause zu schleichen; da stieß er auf der Wilerbrücke auf einen Trupp Franzosen. Sie hielten ihn an; doch als sie sahen, wie elend der Mann ausah, ließen sie ihn passieren. „O miserabel pleßiert,“ sagte einer von den Welschen, „besser kaput!“

Von jetzt an war Franz in der Hädermatt wieder ein gern gesehener Gast; ein Jahr später führte er das Seppeli als Braut an den Altar. Der alte Spillmutter war noch bei der Hochzeit, aber das Politisieren war ihm verleidet. Seit den Schreckenstagen des Überfalls stets leidend, schleppte er sich noch ein paar Monate lang mühsam herum; dann starb er ausgezehrt mit Gott und seiner hl. Kirche.

* * *

In der Heurweid im Oberwil befand sich noch um die Mitte dieses Jahrhunderts eine Stelle, die Jahr für Jahr mit einem dichten Kranze von Erdbeeren umgeben war, die wie zahlreiche Rubinen aus dem frischen Grün hervor leuchteten und lieblicher Duft verbreiteten. Erst in späterer Zeit wurde das Wiesenland in einen Korn- und Erdäpfelgarten umgewandelt und somit die so auffallend geschmückte Stätte zerstört. Hier ruhten die Gebeine des alten Wendel aus der Hädermatt, der am denkwürdigen 9. Herbstmonat 1798 sein Leben für Gott und Vaterland geopfert hatte. Lange noch sah man jährlich an diesem Tage zwei Menschen zu dieser Stätte wallfahrten, den Spillmutter Franz und seine Frau, das Seppeli aus der Hädermatt. In spätern Jahren umgab die glücklichen Eltern ein Schäärlein blühender Kinder. Wenn ihnen der Vater vom Tode des alten Wendel und von den Thaten der tapfern Helden von 1798 erzählte, dann unterließ er es nicht, die Kinder zu ermahnen: „Bleibet treu der hl. Religion und euerm Vaterlande; dann wird euer Name einst auch noch im Tode geehrt sein, wie der euers Großvaters. Der Herr verläßt die Seinen nicht und alles lenkt er zum Heile denen, die ihn lieben, auch die Tage der Prüfung.“

